



Joachim Radkau

Holz

Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt

ISBN 978-3-96238-068-7

352 Seiten, 14,5 x 23,3 cm, 24,- Euro

oeekom verlag, München 2018

©oeekom verlag 2018

www.oeekom.de

Holzwege in die Geschichte



*»Holz lautet ein alter Name für Wald.
Im Holz sind Wege, die meist verwachsen
jäh im Unbegangenen aufhören.
Sie heißen Holzwege.*

*Jeder verläuft gesondert, aber im selben Wald.
Oft scheint es, als gleiche einer dem anderen.
Doch es scheint nur so.«*

Martin Heidegger: Holzwege (1949)

Das »hölzerne Zeitalter«

Machen Stoffe Geschichte?

Holz ist ein Stoff besonderer Art. Seit Urzeiten hat sich die Geschicklichkeit der menschlichen Hand an der Arbeit mit Holz entwickelt, so sehr, dass man sagen kann: Die Beziehung zum Holz gehört zur menschlichen Natur; die Auseinandersetzung mit dem Werkstoff Holz ist ein Grundelement der menschlichen Körpergeschichte ebenso wie der Geschichte menschlicher Kunstfertigkeit.

Im niedersächsischen Schöningen wurden erst 1997 sieben hölzerne Wurfspeere entdeckt, die an die 400 000 Jahre alt sind: die bei weitem ältesten bislang bekannten Holzgeräte der Welt (Abb. 1). Diese Funde, äußerlich unscheinbar, sind in ihrer Aussagekraft sensationeller als alle Entdeckungen in Troja. Sie zeugen von einem erstaunlichen handwerklichen Geschick in der Holzbearbeitung und machen deutlich, wie unvorstellbar früh der Mensch eine Perfektion im Umgang mit dem Werkstoff Holz zu entwickeln vermochte.

Das mit dem Holz verbundene Know-how gehört gleichsam zur »Natur des Menschen«, zu einem anthropologischen Urbestand der Menschheit. Hartmut Thieme schreibt im Hinblick auf die gefundenen Wurfspeere: »Die technische Vollkommenheit dieser ballistisch ausbalancierten Fernwaffen lässt auf eine lange Tradition in der Verwendung derartiger Geräte schließen«; daraus lässt sich die aufregende Schlussfolgerung ziehen, dass der Mensch Jahrhunderttausende *früher* als bislang angenommen zur Großwildjagd fähig war (Thieme 2007, S. 85). Auch in der Ausrüstung des »Ötzi«, der 1991 in den Ötztaler Alpen gefundenen 5 300 Jahre alten Gletschermumie, fanden sich nicht weniger als 17 verschiedene Holzarten, jede je nach ihren spezifischen Eigenschaften zweckmäßig verwendet (Spindler 1993, S. 247–256).

Da hölzerne Geräte aus früher Zeit viel seltener erhalten sind als steinerne und metallene Gegenstände, hatten wir die hölzerne Grundlage der Menschheitsgeschichte lange Zeit unterschätzt. Am Holz hängt eine ganze Kultur der Arbeit, von der Altsteinzeit bis in die Moderne. Zwischen dem Menschen und dem Werkstoff Holz bestand stets eine Wechselbeziehung: Hand, Muskulatur, Gestaltungskraft des Menschen wurden von der



Auseinandersetzung mit dem Holz geprägt, und zugleich trug das hölzerne Werkzeug die Spuren der Hand, die mit ihm arbeitete.

Noch die hölzernen Maschinen der frühen Industrialisierung, mochten sie bei ihrer Herstellung auch genormt sein, bekamen über kurz oder lang durch die Menschen, die an ihnen arbeiteten, einen individuellen Charakter – weshalb die Arbeiter an hölzernen Mechanismen schlechter austauschbar waren als die an stählernen Maschinen. An hölzernen Maschinen musste häufig etwas ausgebessert werden; die Arbeiter mussten sich selbst auf die Reparatur verstehen. Das Holz setzte auch der Temposteigerung Grenzen. Die natürliche Faserstruktur der verschiedenen Holzarten prägte die Technikgeschichte des Holzes; aber mehr noch: Bis in die Sozialgeschichte und das Selbstbewusstsein der Arbeit hinein erstrecken sich die Wirkungen des Werkstoffs Holz.

1 In einem Braunkohletagebau in Schöningen, im Vorland des Harzes gelegen, wurden 1997 hölzerne Wurfspere gefunden. Mit einem Alter von 400 000 Jahren sind es die ältesten vollständig erhaltenen Jagdwaffen der Menschheit. Die Wurfspere fanden sich auf einem Jagdlagerplatz inmitten zahlreicher Knochen von mindestens 15 Pferden, die vermutlich mit diesen Waffen an einem Seeufer gejagt worden sind. Sie belegen eindeutig, dass der Urmensch (und erst recht der später lebende Neandertaler) bereits ein geschickter Jäger war und nicht allein auf Aas angewiesen war. Sie belegen aber auch die weit entwickelten technischen Fertigkeiten in der Holzbearbeitung.

Holz, Holz, Holz überall!

Werner Sombart (1863–1941) gehörte zu jenen Gründervätern der modernen Sozialwissenschaften, die – sehr im Unterschied zu vielen Nachfolgern – nie vergaßen, dass die Natur die Grundlage des Lebens ist und dass die menschliche Kultur durch ihren Umgang mit den natürlichen Ressourcen geprägt wird. Für ihn besitzt die gesamte Kultur der vorindustriellen Zeit untergründig eine innere Einheit, die erst aus der Rückschau erkennbar wird und doch von den Historikern nie beachtet wurde: eine Einheit in ihrem »ausgesprochen hölzernen Gepräge« (Sombart 1928 II/2, S. 1138).

In der Nachfolge Sombarts wurde das »hölzerne Zeitalter« mit seiner »hölzernen Kultur« – eine Ära, die über Jahrtausende, von der Steinzeit bis zum 18. Jahrhundert reicht – zum stehenden Begriff und zum Stichwort für ein kunterbuntes Panorama der vormodernen Welt. Holz, Holz, Holz überall! Holz war über Jahrtausende der allerwichtigste, ja oft der einzige Brenn-, Bau- und Werkstoff, dazu der Grundstoff für Vorläufer der chemischen Industrie. Im Zeichen des Holzes kann man eine ganze Welt Revue passieren lassen: angefangen mit den Holzhauern, den Flößern, den Köhlern, den Pottaschesiedern und den Glasmachern im Walde, weiter zu den Salzsiedern, den Hüttenleuten und Schmieden, den Zimmerern, Wagenbauern, Küfern, Furniersägern bis hin zu der hohen Kunst der Bildschnitzer und Schiffbauer. In der frühen Neuzeit wurde die Lobrede auf den vielfältigen Nutzen des Holzes förmlich zu einer rhetorischen Figur, die umso eindringlicher klang, je mehr man sich um die Holzversorgung sorgte.

Wolf Helmhard von Hohberg, Verfasser eines der bedeutendsten Werke über die Landwirtschaft seiner Zeit, schreibt 1682: »Hätten wir das Holz nicht, dann hätten wir auch kein Feuer; dann müßten wir alle Speisen roh essen und im Winter erfrieren; wir hätten keine Häuser, hätten auch weder Kalk noch Ziegel, kein Glas, keine Metalle. Wir hätten weder Tische noch Türen, weder Sessel noch andere Hausgeräte« (Hauser 1966, S. 38). Holz als Brennstoff rangierte noch vor Holz als Werkstoff; schätzungsweise neun Zehntel des Holzes wurden bis zum 19. Jahrhundert als Brennholz verbraucht; »Kohle« bedeutete bis zu jener Zeit fast immer Holzkohle. Der Venezianer Grisellini nannte das Holz 1768 das »kostbarste und für die Bedürfnisse der Menschheit am meisten notwendige Gut« (Vecchio 1974, S. 58).

Das gleiche gilt für den Wald: Nicht nur durch sein Holz war er den Menschen lebenswichtig, sondern – noch wichtiger in vielen Fällen – auch als Weide. Der Wald war das einzige Weidegebiet, bevor die Anlage bewässerter Wiesen zu einer Technik eigener Art wurde.

Wer in der Geschichte nach Wald und Holz sucht, wird leicht zum Monomanen: Überall wird er fündig, in Europa und in vielen anderen Weltregionen. Die hölzerne Basis von Leben, Wirtschaft und Kultur ist allgegen-

wärtig; immer wieder stößt man auf sie, sofern man nur ein wenig bohrt und zwischen den Zeilen der Quellen zu lesen versteht.

Ein Teil der Wechselbeziehung Mensch – Holz ist wohl eine überhistorische Konstante in der Geschichte der Menschheit; ein anderer Teil jedoch gehört der wechselnden Geschichte an. Denn natürlich hat es in der Holzbearbeitung und Holzverwertung historische Entwicklungen gegeben, gewaltige sogar. Überall machen sich natürliche Eigenschaften der verschiedenen Holzarten bemerkbar; aber diese stellen doch als solche lediglich *Potentiale* dar, die in verschiedenen Kulturen und Epochen unterschiedlich genutzt und unterschiedlich wahrgenommen werden. Gäbe es nur ein einziges »hölzernes Zeitalter«, eine einzige »hölzerne Kultur«, die von der Altsteinzeit bis um 1800 reichte, könnte der Historiker damit nicht viel anfangen: Da müsste er den Neandertaler mit dem Menschen der Goethezeit unter *einen* Begriff bringen, und so würde das Hölzerne zu jener Nacht, in der alle Katzen grau sind. Aber so ist es nicht. Genauer besehen, gibt es in der Geschichte eine *Vielzahl* hölzerner Kulturen und hölzerner Epochen. Diese beginnt bereits in der Ur- und Frühgeschichte, wie der folgende Exkurs an einigen markanten Beispielen aufzeigt.

Prähistorie: Am Anfang war das Feuer

»Wer behauptet, die Menschen in urgeschichtlicher Zeit hätten im Einklang mit der Natur gelebt, hat keine Ahnung, was wirklich geschah«, spottet Eberhard Zangger, ein Querdenker der Archäologie. »Welches Gebiet man auch betrachtet, die erste Phase der vom Menschen verursachten Instabilität war immer auch die verheerendste, weil gleich zu Beginn der meiste Boden verlorenging.« (Zangger 1998, S. 173) Zangger stützt sich auf Befunde der Bodenarchäologie in Griechenland. Aber nicht nur dort deuten archäologische Indizien darauf hin, dass es Umweltkrisen gegeben hat, von denen keine schriftliche Quelle zeugt. Auf den sandigen Böden der Lausitz führte – einige Jahrhunderte später – die großflächige Waldrodung schon im vierten nachchristlichen Jahrhundert zu einer Winderosion von Ausmaßen, die für den Ackerbau verheerend wurden. Um 400 n. Chr. gaben die Bewohner eines Dorfes am Teufelsberg bei Briesnig »den Kampf auf und verließen die Siedlung, über der sich im Verlauf von etwa 100 Jahren noch Sandschichten von bis zu 4 m Mächtigkeit abgelagerten« (Spuren 2002, S. 278).

Nicht durch Naturinstinkt, sondern erst durch Erfahrungen der Not und im Zuge der Sesshaftwerdung gelangte der Mensch, wenn überhaupt, zu einem einigermaßen nachhaltigen Umgang mit den natürlichen Ressourcen. Am Anfang steht die pure Beutewirtschaft, und immer wieder droht der Mensch in diese zurückzufallen. Beim Ackerbau und beim Vieh – den beiden wichtigsten Gütern des Bauern – macht sich eine schlechte Wirt-

schaft relativ rasch empfindlich bemerkbar. Beim Wald dauert es länger; daher ist dort die Verführung zur »Raubwirtschaft« besonders groß. Und zur anschließenden Regeneration braucht es Generationen. Aber sollte der Wald überhaupt wieder hochkommen? Mit der Verbreitung des Ackerbaus war der Impetus der Rodung zunächst viel stärker als die Sorge um Walderhaltung. Die Kehrtwende zum Waldschutz erforderte demgegenüber einen Wandel im Wirtschaftsstil. Von daher kann man annehmen, dass die menschliche Beziehung zum Wald dramatische Züge annahm – aber wann, wo, wodurch und in welcher Weise?

Lange hat man geglaubt, in walddreichen Gebieten hätten die Menschen der Frühzeit ganz von selbst im Einklang mit dem Wald gelebt, da sie mit ihren primitiven Äxten gar nicht imstande gewesen seien, größere Waldflächen zu roden. Aber da hatte man die Fähigkeiten der prähistorischen Menschen offenbar unterschätzt, wie durch Experimente mit Steinäxten gezeigt werden konnte. Ein finnischer Pionier der experimentellen Archäologie demonstrierte 1953, dass man eine mittelgroße Eiche selbst mit einer neolithischen Steinaxt in einer halben Stunde fällen kann (Radkau 2002, S. 59).

Lange Zeit hat man überdies zu wenig bedacht, mit welcher flächen-deckender Wirkung sich die Menschen schon früh das *Feuer* dienstbar zu machen wussten. Erst seit den 1960er Jahren wurde durch Kombination paläobotanischer und ethnologischer Forschungen klargelegt, in welchem Maße Formen der Brandwirtschaft weltweit am Anfang der Kultur stehen: Feuerlegen für Jagd Zwecke und Wanderfeldbau (englisch: »slash-and-burn cultivation«), wobei abgebrannte Waldgebiete, deren Boden in den ersten Jahren sehr fruchtbar ist, beackert und nach Erschöpfung des Bodens wieder aufgegeben werden. Unter mitteleuropäischen Bedingungen kehrte der Wald wieder zurück, wenn die abgebrannten Gebiete sich selbst überlassen wurden; in dürreanfälligen Gebieten nicht so leicht. Manche Savannen Australiens sind durch das Feuer setzen der Aborigines entstanden; als diese Praktiken eingeschränkt wurden, kehrte der Wald allmählich zurück (Goldammer et al., in: Schulte/Schöne 1996, S. 172).

Vor allem durch das Feuer bekam die menschliche Beziehung zur Natur schon früh dramatische Züge. Wenn das Feuer nicht den Humus im Boden zerstört hat, entfaltet sich auf vielen abgebrannten Flächen rasch eine üppige und artenreiche Vegetation. Aber wie weit vermochten die Menschen die Brände unter Kontrolle zu halten, wenn unversehens der Wind umschlug oder stärker wurde?

Stephen J. Pyne, der wie kein anderer mit pyromanischer Begeisterung überall auf der Welt die feurigen Anfänge der Kultur entdeckt hat, gelangt zu dem Gesamteindruck, dass zwar das Feuer allein wohl selten eine Landschaft zerstört habe; »aber Feuer und Huf, Feuer und Axt, Feuer und Pflug,

Feuer und Schwert«, all dies zusammen könne sehr wohl schwere ökologische Schäden hervorrufen, zumal in erosionsanfälligen Weltregionen (Pyne 1997, S. 39). Der gebirgige Mittelmeerraum mit seinen leichten Böden und trockenen Sommern, traditionell ein »Reich des Feuers«, wo Schafe und Ziegen dem Feuer folgten, gehört gewiss dazu. Damit geraten wir nun geographisch in die Welt der klassischen Antike.

Antike: Die vermeintliche Krise des Waldes

George P. Marsh, der 1864 als amerikanischer Botschafter in Florenz mit seinem Buch *Man and Nature* die erste weitbeachtete amerikanische Brandschrift gegen Waldzerstörung verfasste, glaubte zu wissen, der »brutale und aussaugende Despotismus« des antiken Rom, der die Natur ebenso wie die Menschen ausgeplündert habe, sei die »*causa causarum*« der mediterranen Verödung (Radkau 2002, S. 183). Noch heute wird man von Reiseführern belehrt, der antike Schiffbau habe die Waldarmut des Mittelmeerraums verschuldet. Aber könnte nicht auch umgekehrt gerade durch den Schiffbau und seine damalige Bedeutung der Schutz hochwertiger Wälder besonders früh zum Politikum geworden sein?

Was beweisen die antiken Quellen? Für den, der von der Waldgeschichte der Neuzeit herkommt, besteht die große Überraschung darin, dass man jene Klagen über Waldzerstörung und jene Sorgen über den Niedergang der Wälder, von denen die forstlichen Quellen seit dem 16. Jahrhundert wimmeln, in der literarischen Überlieferung der Antike fast gar nicht findet (Meiggs 1982, S. 377). Befunde der Bodenarchäologie deuten darauf hin, dass ein erster an Berghängen durch Entwaldung hervorgerufener Erosionschub in die Zeit vor dem Einsetzen der literarischen Quellen fällt, während sich die mediterrane Ökologie in der Zeit der klassischen Antike wieder einigermaßen stabilisiert hatte, nicht zuletzt durch die Terrassenkultur der Fruchtbäume, jene »Ehe von Weinstock und Olive«, die seither den Charme der mediterranen Hügel ausmacht.

Gewiss waren die Menschen der Antike nicht dümmer als der »Ötzi«, sondern wussten über den vielfältigen Wert des Holzes bestens Bescheid. Und natürlich wussten sie auch, dass Bäume nicht von heute auf morgen wachsen und die jungen Bäume gegen Weidetiere geschützt werden müssen, um hochzukommen. Aristoteles, der berühmteste Universalgelehrte der Antike, kennt bereits so etwas wie »Forstaufseher« – aber er hält es nicht für wichtig, bei dieser Einrichtung zu verweilen (Radkau 2002, S. 164). Der römische Senat ernannte den aus Spanien zurückgekehrten Cäsar zum Aufseher über Wälder und öffentliche Ländereien – aber das war wohl mehr ein Versuch, den ehrgeizigen Emporkömmling politisch kaltzustellen (Meiggs 1982, S. 328). Der Geograph Strabo berichtet, die Erze der Insel Elba (damals Aithalia) müssten, anscheinend wegen Erschöpfung der dortigen Wäl-

der, zur Verhüttung aufs Festland befördert werden – aber er erwähnt das nur kurz als eine Besonderheit der Insel (Strabo V/2 § 6).

Eine der ganz wenigen Hinweise auf umfangreiche Abholzung von Wäldern zu gewerblichen Zwecken (Kupferverhüttung und Schiffbau) stammt von Eratosthenes, dem anderen großen Geographen der Antike, und bezieht sich auf Zypern; aber am Ende ergibt sich, dass der Mensch, so fleißig er auch abholzt, gegen die unablässig nachwachsenden Wälder nicht ankommt. So habe man schließlich sogar, um den Ackerbau hochzubringen, die Rodung freigegeben und das gerodete Land den Siedlern als steuerfreies Eigentum zugesprochen (Strabo XIV/6). John McNeill, der detaillierte Feldforschungen zur Waldgeschichte in fünf auseinanderliegenden mediterranen Gebirgsregionen betrieb, stellte fest, dass eine großflächige Entwaldung überall erst seit dem 19. Jahrhundert nachweisbar wird (McNeill 1992). Die modernen Griechen haben die Schuld an der Kahlheit weiter Teile ihrer Gebirge gerne auf die Türkenherrschaft geschoben; aber selbst Kolokotronis, der griechische Freiheitsheld, klagte darüber, dass Berge auf der Peloponnes, die zur Türkenzeit noch bewaldet waren, nach der Befreiung binnen kurzer Zeit zu Kahlhängen geworden seien (Radkau 2002, S. 163).

Solche Schlaglichter enthalten vermutlich nicht die ganze Geschichte; darauf deuten archäologische Befunde. Als in den 1950er Jahren spätantike Bauten der Stadt Trier mit modernen archäologischen Methoden untersucht wurden, studierte man auch die dort verwendeten Baumarten. Das Ergebnis überraschte: Ganz wider Erwarten war die Eiche in der spätantiken Bischofskirche und in der kaiserlichen Palastaula (sog. Basilika) kaum vertreten; dafür gab es Tannenholz und sogar solche »Holzarten, die andernorts kaum je beim Hochbau verwendet wurden: Erle, Haselnuß, Pappel, Birke und roter Hartriegel« (Hollstein 1980, S. 155).

Manche schlossen daraus, dass es in jener Gegend am Ende der Antike infolge jahrhundertelanger Übernutzung zu einer allgemeinen Eichenholzverknappung gekommen sein musste – selbst in dem für seine Eichen berühmten Germanien. Im Zuge der modernen ökologischen Krisenstimmung hat man sogar eine generelle Umweltkrise im spätantiken römischen Germanien gewittert. Vielleicht haben die antiken Bauleute jedoch in Trier aus praktischen Gründen Holzarten bevorzugt, die später als geringerwertig galten. Eine lokale Verknappung bestimmter Baumarten bedeutet noch keine Krise. Manche Archäologen wunderten sich, wie bereits die Römer Balken aus zerstörten Bauwerken bei Neubauten wiederverwendeten. Ein Zeichen für Holzverknappung? Nicht unbedingt; denn damals wie später empfahl sich Holz aus Altbauten dadurch, dass es bestens abgelagert war und »seine Qualität schon unter Beweis gestellt« hatte (Zwinger 1997, S. 11).

Anders war die Situation in Nordafrika, dem Nahen Osten, in Süd- und Ostasien. Ein ägyptischer Papyrustext von 217 v. Chr. enthält eine Klage,

wie man sie im europäischen Mittelmeerraum der Antike kaum je findet: »Überall haben wir Holz gesucht, kaum haben wir eine Akazie gefunden« (Nenninger 2001, S. 63). Aber in Weltregionen ohne kalte Winter war es keine elementare Lebensnotwendigkeit, mit großen Brennholzstapeln vorzusorgen. Und in den großen Bewässerungsregionen waren die Bauern auf keine Waldweide angewiesen. Holz besaß für diese Kulturen nicht im gleichen Maße eine strategische Bedeutung wie für die Kulturen des nördlichen Europa; man konnte sich viel mehr Waldarmut leisten. Herrschaft manifestierte sich dort bis weit in die Neuzeit in der Regel durch Rodung von Wald, nicht durch Waldschutz wie seit dem 16. Jahrhundert in vielen europäischen Regionen.

Als Buddha starb (483 v. Chr.), erwies es sich als schwierig, die zur Verbrennung seines Leichnams erforderliche Menge Holz zusammenzukaufen (Schumann 1982, S. 285 ff.). Aus mittelalterlichen arabischen Städten wird berichtet, die Hausverwalter hätten Acht geben müssen, dass die Mieter beim Auszug nicht die Türen mitnahmen – so kostbar war das Holz (Cahen 1968, S. 62). Ein deutscher Apotheker, der von 1587 bis 1589 die Türkei bereiste, berichtete verwundert, »das wol in viel Tausent Heusern in Constantinopel kein Feur das gantze Jahr uber gemachet wirt, auch nichtes gekochet, sondern alles aus der Gahrkuchen geholet wegen groser Theuerung des Holtzes. Und dieselben Gahrküche haben ihre eingemauerte Kessel und Pfannen, das sie uber die Massen sparsam mit dem Holtz wissen umzugehen.« (Koder 1984, S. 53 f.) In eben jene Zeit fallen in Deutschland die ersten Anfänge einer Holzspare-Literatur, die auch den Deutschen eine holzsparende Kultur beizubringen versuchte – bis zum 18. Jahrhundert anscheinend nur mit wenig Erfolg.

Im weltweiten Überblick wird klar, dass gerade Europa, wo seit dem 16. Jahrhundert die mit weitem Abstand meisten Klagen über Holzangel überliefert sind, im Vergleich zu den meisten anderen Kulturen der Welt über reiche Holzressourcen verfügte. Der Holzreichtum West- und Mitteleuropas, ursprünglich ein Element kultureller Rückständigkeit, wurde im Laufe der Geschichte mehr und mehr zu einem Wohlstands- und Machtfaktor ersten Ranges.

Schon in der klassischen Antike gehörten die makedonischen Könige, die Vorgänger Alexanders des Großen, zu denen, die die machtpolitische Bedeutung der Wälder erkannten. Sie machten das Holz zu einem königlichen Monopol (Meiggs 1982, S. 126). An der Verfügbarkeit großer Holzmassen hingen Schiffbau und Metallverarbeitung, die beiden Schlüssel zur Macht. Im Großen und Ganzen erkennt man, wie im Umkreis des Mittelmeers die Verschiebung der Machtzentren vom alten Babylonien über Makedonien und Rom nach Spanien, Frankreich und schließlich zum britischen Empire den Waldressourcen folgt. Im neuzeitlichen Europa wurde

die Verbindung von Wald und Macht so bewusst und zielstrebig wie noch nie in der Geschichte perfektioniert und in Institutionen verankert: auch das ein bedeutsamer, wenn auch bislang wenig beachteter Aspekt des neuzeitlichen Aufstiegs Europas.

Abhängigkeit vom Holz: Zeitbombe oder Notbremse?

Der bereits eingangs zitierte Werner Sombart bot zum Holz eine Geschichte großen Stils, nichts weniger als eine Neuinterpretation der Weltgeschichte: Er charakterisierte den Übergang vom »hölzernen Zeitalter« zur Ära der Kohle, der Metalle und der Kunststoffe als große Wende von der »organischen« zur »anorganischen« Welt: eine Wende, die er in seiner späteren Zeit, als er sich zum Fortschrittsskeptiker wandelte, tief bedauerte. Er glaubte zu erkennen, dass die gesamte Kultur vor dem 19. Jahrhundert ein »hölzernes Gepräge« in einem mehr als äußerlichen Sinne trage: Sie sei »auch in ihrer stofflich-sinnlichen Eigenart eine ›organische‹«. Die menschliche Kultur sei naturhafter gewesen als in der industriellen Moderne.

Nun hätte man aus dem »organischen« Charakter der »hölzernen Kultur« eigentlich folgern können, diese Kultur hätte auch auf Regeneration ihrer selbst, auf »Nachhaltigkeit« angelegt sein müssen. Merkwürdigerweise zieht Sombart jedoch diese Folgerung gerade nicht; vielmehr erweckt er den Eindruck, es habe zur Vitalität der »hölzernen Kultur« gehört, mit dem Holz verschwenderisch umzugehen, solange sie noch jung, kraftvoll und schöpferisch gewesen sei. Auf diese Weise war jedoch der schleichende ökologische Selbstmord vorprogrammiert; die zwangsläufig immer weiter um sich greifende Holzverknappung wurde zur Zeitbombe der Vormoderne. Das Wirtschaftsleben, das in europäischen Städten des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit ein stürmisches Wachstum erlebte, habe – so Sombart – im 18. Jahrhundert als Folge der schwindenden Holzressourcen vor dem Untergang gestanden – bis dann die Steinkohle als mächtige Retterin erschien und die Dynamik des Kapitalismus noch gewaltig erhöhte.

Sombart konnte sich auf eine Fülle zeitgenössischer Klagen über Waldverderb und Holznot berufen. Noch in moderner Zeit, gerade im Zeichen des Umweltbewusstseins, wirkten diese Klagen plausibel und wurden immer wieder zitiert; jüngst schildert ein großes Opus des britischen Geographen Michael Williams (2006) die gesamte globale Waldgeschichte als Entwaldungsgeschichte: ein Geschichtsbild ohne Hoffnung. Der massenweise Holzverbrauch lässt bis heute spontan die Sorge um die Wälder aufkommen. Den Spaziergänger überkommt ein Unbehagen, wenn er sieht, wie ein Baum, der in einem Jahrhundert gewachsen ist, in Minuten gefällt wird und in einem Augenblick zu Boden stürzt. Das Fällen eines Baumes ist ein Ereignis mit einem Krach; das Wachstum der Bäume vollzieht sich unmerklich und geräuschlos. Man sieht, wie rasch das Holz im Kamin ver-

brennt; die Holzressourcen in der Weite der Welt und der Tiefe der Wälder überblickt man nicht. Führt man sich vor Augen, wozu all das Holz, und zwar in Massen, in vormoderner Zeit benötigt wurde, überkommt einen das Gefühl: »Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen.« Diese Empfindung verbreitete sich bereits im 18. Jahrhundert, je mehr man auf wirtschaftliches Wachstum setzte und für die Zukunft plante.

Aber weil beim Holz die Begrenztheit und Bedrohtheit der Ressource seit vielen Jahrhunderten etwas sehr Anschauliches hatte (sehr im Unterschied zu der Erschöpfbarkeit der fossilen Energieträger in der Moderne), ist auch die umgekehrte Logik denkbar: Gerade weil zugleich mit wirtschaftlichem Wachstum regelmäßig die Angst vor Holznot hochkam und hemmungslose Wachstumsambitionen dämpfte, übte die »Holzbremse«, die an die Grenzen des Wachstums erinnerte, eine heilsame Wirkung aus, die die Gesellschaft jener Zeit stabilisierte. Man muss sich den frühneuzeitlichen Kapitalismus nicht unbedingt in Sombarts Manier wie einen immer neu mit aufheulenden Motoren startenden und dann durch eine kreischende Holzbremse blockierten Rennwagen vorstellen. Die allermeisten Güter waren in vorindustrieller Zeit knapp; wo reichliche Holzressourcen ein rapides Wachstum der »Feuergewerbe« ermutigten, wurden die Nahrungsmittel zum Engpass, nicht zu vergessen den Hafer für die Pferde, die das Holz transportierten. Die alte Stadtwirtschaft besaß keinen inneren Drang zu grenzenlosem Wachstum, ganz im Gegenteil: Die herrschenden Zünfte wachten über die Produktionsbeschränkung; die von Mauern umgebene Stadt verstand sich als Bürgerverband, der nur unter bestimmten Bedingungen Neulinge aufnahm. Unter diesen Umständen trug die »Holzbremse« dazu bei, die überkommene städtische Ordnung zu stabilisieren.

Führt man sich vor Augen, zu welcher Vielfalt von Zwecken Wald und Holz den Menschen dienten (dass sie fast alles im Wald irgendwie brauchen konnten, fast jede Holzart, auch Äste, Laub, Totholz), könnte man zu dem Schluss kommen, das »hölzerne Zeitalter« habe zwangsläufig zu einer totalen Ausplünderung und Nährstoffverarmung der Waldgebiete geführt. Diese Überzeugung ist unter Forsthistorikern verbreitet. Aber auch eine ganz andere Logik ist denkbar: dass gerade die Vielfalt der Waldinteressen dahin tendierte, einen vielfältigen, artenreichen Wald zu erhalten. Auch dafür gibt es nicht wenige Indizien.

Auch diese andere Logik des »hölzernen Zeitalters« existiert, für sich genommen, erst einmal nur im Modell. Wieweit sie die Wirklichkeit trifft, ist von Fall zu Fall zu prüfen. Die Menschen verhalten sich längst nicht immer nach der Logik eines idealen Ordnungsmodells. Es ist nicht prinzipiell auszuschließen, dass sich in bestimmten Regionen und Zeiten das große Drama Sombarts tatsächlich abgespielt hat. Es gibt nicht nur eine einzige,

sondern mehrere mögliche Holz-Geschichten, aber – wie es scheint – auch nicht unendlich viele: Immer wieder trifft man auf typische Muster.

Zwei Kontrastgeschichten lassen sich nicht nur zur Beziehung von Mensch und Wald, sondern auch zu der des Menschen zum Holz ausdenken. Man kann in ökopessimistischer Manier eine sich über Jahrhunderte erstreckende Geschichte des Niedergangs erzählen: Immer mehr wird das Holz durch andere Bau-, Werk- und Brennstoffe ersetzt; selbst dort, wo es noch Verwendung findet, wird es teilweise bis zur Unkenntlichkeit denaturiert. Es gibt jedoch auch eine ganz andere Geschichte: die Entdeckung neuer nützlicher Eigenschaften des Holzes gerade durch moderne technische Entwicklungen. Die moderne Holzforschung machte auch bei dem Umgang mit Holz, wo bis dahin das Erfahrungswissen herrschte, wissenschaftlich-rationale Zugänge möglich. Holz-Fachbücher haben im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder hervorgehoben, dass wir trotz des Erfahrungswissens vieler Jahrtausende zu Unrecht geglaubt haben, das Holz genau zu kennen. Das Erfahrungswissen produziert durch seine Verallgemeinerung auch Vorurteile; der Naturstoff Holz besitzt dagegen in seinen vielfältigen Varianten viele arten-, standort- und verwendungsspezifische Eigenschaften, die zum Teil erst nach und nach entdeckt wurden. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist die Geschichte der Beziehung des Menschen zum Holz eine Geschichte ohne Ende.